

Ohne Zugangsnummer

Der souveräne Museumsbesucher – mal anders und sehr britisch



Alan Bennett: Alan Bennett geht ins Museum / aus dem Englischen von Ingo Herzke. – Berlin : Verlag Klaus Wagenbach, 2017. – 137 Seiten : Illustrationen. – (SALTO; 227). – ISBN 938-3-8031-1326-9; 18,00 EUR

„Alan Bennett liebt die Kunst. Aber ob die Kunst ihn liebt, so wie er über sie spricht, ist ungewiss.“ heißt es auf dem Buchrücken des 227. Salto-Bandes aus dem Wagenbach-Verlag. Das – wie alle Titel der Reihe – in rotes Leinen gebundene Buch enthält sieben von Lena Luczak in Absprache mit dem Autor zusammengestellte Texte zur (Bildenden) Kunst, mit der Bennett seit Kindheitstagen regelmäßig bei Museumsbesuchen in Berührung gekommen ist. Lediglich der Essay über W. H. Auden und Benjamin Britten weicht in dieser Beziehung etwas vom Thema ab, da er nur im Schlusssatz einen Bezug zu Museen herstellt und so die Kurve für die Aufnahme in diesen Band gerade noch kriegt.

Die beiden ersten Texte des Bandes sind Vorträge Bennetts, die er in seiner Zeit als Stiftungsrat der National Gallery gehalten hat. „Bilder gucken gehen“ könnte dabei genauso wie „Die perfekte Milchflugkurve“, seine Aufzeichnungen anlässlich einer Fernsehdokumentation über die City Art Gallery in Leeds, als eine Art alternativer Museumsführer für die Sammlungen der beiden für ihn prägenden Museen Verwendung finden. Bennett wurde 1936 in Leeds geboren und kam über die benachbarte Bibliothek als Schüler schon früh in Berührung mit der Sammlung der Art Gallery.

In dem schmalen Band fehlen leider farbige Fotos der besprochenen Kunstwerke und wurden nur unzulänglich durch Schwarz-Weiß-Abbildungen ersetzt. Besonders schön finde ich jedoch, dass das Selbstporträt Bennetts, das er im Alter von 21 Jahren gemalt hat, über seiner Vita abgebildet wurde. Bennett selbst schwärmt von farbigen (sic!) Postkarten, die er zum ersten Mal auf einer Islandreise kaufen konnte. Seitdem erwirbt er im Museumsshop lieber die (bitteschön randlosen!) Postkarten mit Abbildungen der ausgestellten Kunstwerke, statt ewig vor einem Bild stehen zu bleiben, da er einen gewissen Bewegungsdrang verspürt.

Bennett wurde jedoch nicht Kunsthistoriker, sondern stattdessen erfolgreicher Dramatiker, Regisseur, Schauspieler und Drehbuchautor. So vollführt er in seinen beiden Vorträgen in der Na-

tional Gallery und seinem Rundgang durch die Art Gallery in Leeds einen Parforceritt durch die (britische) Kunstgeschichte mit seinem ganz persönlichen Blick auf bestimmte Gemälde. Er wählt dabei Beispiele aus, die ihm etwas bedeuten oder einfach nur gefallen. Das müssen nicht unbedingt die bekanntesten oder wertvollsten Gemälde der jeweiligen Sammlung sein. Dabei schweift er immer wieder anekdotisch und sehr unterhaltsam ab. Er holt so die Zuhörer*innen/Leser*innen im Alltag ab und verzichtet auf abstrakte kunstwissenschaftliche Betrachtungen. So geht er auch für die Auswahl von vier Gemälden aus britischen Museen vor, die Schulen einmal jährlich als Reproduktionen inklusive Informationsmaterial von einem Sponsor zur Verfügung gestellt bekommen („Die Qual der Wahl“). Überhaupt steht er der Interpretation von Kunstwerken durch Kunsthistoriker eher skeptisch gegenüber. Er wiederholt mehrfach, dass sich nicht alle Bilder interpretieren lassen. „Aber ich mag es (Lucas von Leyden „Mann, 38 Jahre alt“, gemalt um 1521) wirklich gerne und finde, es erinnert daran – was nicht allen Kunsthistorikern gefallen dürfte –, dass sich über manche Gemälde einfach nicht viel sagen lässt.“ (S. 52) Poetischer ausgedrückt: „Manchmal – und ich will damit nicht die Kunstgeschichte abwerten, die ich immer faszinierend fand – kommt es mir vor, als würden Kunsthistoriker den Kunstwerken auflauern, sie bedrängen wie lästige Boulevardreporter, die ein sprachloses Häufchen Elend mit ‚Wie fühlen Sie sich wirklich?‘-Fragen bombardieren und eine unpassende und unzureichende Antwort erzwingen, wenn die befragte Person vernünftigerweise lieber schweigen würde.“ (S. 65) und noch deutlicher „Expertenwissen bringt einen bei Vermeer nicht weiter“ (S. 68).

Zu diesen drei zentralen Texten des Bandes gesellen sich noch zwei Kapitel mit kurzen Tagebucheinträgen Bennetts, die er auf Kunstreisen und nach Besuchen in britischen Museen gemacht hat („Die Welt ist nie so hübsch wie auf Fotos“ und „Nach dem Abendessen Tizian“).

In allen Texten spürt man seine Leidenschaft für die Kunst und sein Engagement für die Existenz von Museen. Der freie Eintritt und der Zugang zu den Museen für alle ist ihm dabei besonders wichtig: „Obdachlose sind, würde ich sagen, ein Berufsrisiko für Museen mit freiem Eintritt, besonders heutzutage, doch es täte mir leid, wenn man sie wegschicken würde, denn ihr Recht Kunstwerke

anzuschauen (oder nicht anzuschauen), ist ebenso unveräußerlich wie das meine“. (S. 121/22)

Bennett hat einen mehr emotionalen Zugang zur Kunst und hält sich keineswegs für einen ausgewiesenen Kunstexperten, worauf er in der Vorbemerkung zum letzten Text „Kein Hockney unterm Regenmantel“ hinweist: „Wenn ich über Kunst schreibe, versuche ich meistens, darüber hinwegzutäuschen, wie viele Defizite ich habe und wie wenig ich weiß, so auch hier.“

Die unkonventionellen Beschreibungen der Gemälde zu lesen, macht jedenfalls Spaß – und ermuntern dazu, der Aufforderung des Buchtitels zu folgen und ins Museum zu gehen. Bennett möchte die Hemmschwelle dazu möglichst niedrig halten und vergleicht einen Museumsbesuch mit dem wahllosen Einschalten des Fernsehgeräts

vieler Menschen, ohne klare Vorstellung davon, welche Sendung sie sehen möchten, genauso willkürlich und aus den verschiedensten Gründen, die sie ins Museum führen. (S. 103) Er unterstreicht die Normalität der Kunst als Gegenposition zu dem Superstar-Status, der vor allem Gemälden von den größten Auktionshäusern zugeschrieben wird. (S. 138) Für Bennett ist der Museumsbesuch etwas völlig Alltägliches und zugleich existenziell Wichtiges – auch und gerade, weil er (in Großbritannien) kostenlos ist. (S. 128)

Nach der Lektüre bin ich mir sicher, nicht nur die Kunst liebt Alan Bennett, sondern auch die Leserin und der Leser seiner Texte sind von ihm angetan.

Hartmut Jörg –

(ZKM | Zentrum für Kunst und Medien Karlsruhe)

Dag Solstad: T. Singer. Roman / aus dem Norwegischen von Ina Kronenberger. – Zürich : Dörlemann, 2019. – 283 Seiten : 1 Illustration. – EST: T. Singer. – ISBN 938-3-03820-065-9; 22,00 EUR

Der in Norwegen hochgeehrte und mit zahlreichen Preisen, u. a. dem Preis der Schwedischen Akademie², ausgestattete Autor erhält seit dem Jahr 2011 eine lebenslange Staatsrente³. Mehr als dreißig Bücher sind seit 1970 erschienen. Diese tragen meist sehr eigenwillige Titel, z. B. sein Geburtsdatum 16.7.41⁴. Die deutsche Übersetzung von 16.7.41 erscheint noch diesen September im Dörlemann-Verlag in Zürich⁵, dem die Herausgabe der Werke Solstads – sämtliche ins Deutsche übersetzt von Ina Kronenberger – zu verdanken ist.

Dag Solstads Roman *T. Singer* erzählt von der Scham. Er erzählt von klandestinen Gefühlen, vom klandestinen Leben, vom Versuch des allmählichen Verschwindens. Und der Roman erzählt, wie so oft in Dag Solstads Büchern, von einem grüblerischen Außenseiter. Singer scheitert an einem Satz. Anstatt Schriftsteller zu werden, wird er Bibliothekar.

„Singer ist zu Beginn dieses Buchs vierunddreißig Jahre alt und im Begriff, nach Notodden zu ziehen, um eine neue Phase in seinem Leben zu beginnen. Blickt er auf sein Leben zurück, ist es primär von Rastlosigkeit, Grübeleien, Rückgratlosigkeit und plötzlich abgebrochenen Plänen geprägt. Anderen mag er vielleicht als entschlossener Charakter und klarer Mensch erscheinen, aber er selbst empfindet sich als unentschlossen, gar anonym, und das ist ihm auch lieber.“ (S. 12)